



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dieser Beschluß erregte großes Ärgernis. Frize Poplitz erklärte: Das wollen wir doch einmal sehen, ob mir das Verfügungsrecht über mein Eigentum entzogen werden kann. Der Schulze ist wohl verrückt? — Er verkaufte nun zum Trotz ein paar Bauflücke — Geld konnte er ja immer brauchen —, wurde vom Schulzen in Strafe genommen, erhob gerichtlichen Widerspruch und erzielte ob- siegendes Erkenntnis. Ortsstatuten seien null und nichtig, wenn sie nicht von der Regierung bestätigt würden, und ein derartiges Ortsstatut würde die Genehmigung auch nicht erhalten. Jetzt war dem Unheil nicht mehr zu wehren. Häuser schossen wie Pilze aus der Erde, Kaufläden wurden aufgethan, Handwerker besetzten sich, eine Bevölkerung siedelte sich an, die weder selbst Kartoffeln baute, noch auch irgend welche Achtung vor hundert Morgen Land oder sechs Pferden im Stalle hatte. Der Schulze aber wandte seinen Groll auf Frize Poplitz, der an der ganzen Sache schuld war, und es entstand zwischen beiden, sowie ihrem beiderseitigen Anhange bittere Feindschaft. Der Friede war aus der Gemeinde verschwunden, jede Gemeindeversammlung endete mit Skandal. Und bei der nächsten Reichstagswahl erhielt der Sozialdemokrat weit über die Hälfte der Stimmen in einem Orte, wo man noch vor kurzem nicht gewußt hatte, was ein Sozialdemokrat sei.

Kinder, sagte der Schulze, jetzt sitzen wir aber schön in der Bredulje, und der Herr Oberstleutnant bat den lieben Gott, daß er Feuer — und — Schwefel dazwischen regnen lassen möchte.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Kaiser über die Kunst. Wieder einmal ist ein großes Geschrei durch die deutsche Welt gegangen. Der Kaiser hat nämlich am 18. Dezember das neue Pergamonmuseum eingeweiht und die Vollendung der Siegesallee in dem Kreise der Künstler gefeiert, die sie geschaffen haben, und die er in der freundlichsten Weise zu sich geladen hatte. Dabei hat er in längerer Rede seine Anschauungen über Kunst und Künstler ausgesprochen. Da fürchten nun die einen, das Gewicht seines Ansehens möge ungünstig auf die Freiheit der Künstler wirken, die andern finden den Vergleich unsrer Zeit mit der Renaissance, der Siegesallee mit deren Schöpfungen unberechtigt oder wollen überhaupt von der ganzen Siegesallee nichts wissen, die dritten meinen, der Kaiser lasse nur noch den Klassizismus gelten und habe für die nationale Entwicklung der Kunst kein Verständnis, die Münchner Künstler endlich glauben die „Moderne“ gegen ihn in Schutz nehmen zu müssen. Einem kaum glaublichen Gerücht zufolge soll sogar der „Goethebund“ in Berlin die Absicht haben, eine „Protestversammlung“ gegen die kaiserliche Rede zu berufen, auf deren Leistungen man gespannt sein darf. Merkwürdig, daß sich also zwar jeder Künstler, jeder Kunstkritiker, ja jeder Gebildete das Recht nimmt, über Kunst und Kunstschöpfungen sein Urteil auszusprechen, es aber dem Kaiser, der doch wohl auch eins hat, verübelt, wenn er das thut, nur weil er Kaiser ist; noch merkwürdiger, was man alles aus seinen Worten herausgelesen hat. Nach unsrer Ansicht hat er vor allem zweierlei betonen wollen. Erstens: für Kunstschöpfungen großen Stils, wie die Siegesallee, ist es das einzig Richtige, wenn sich der Auftraggeber unmittelbar in persönliche Beziehung zu den ausführenden Künstlern setzt, diesen die Aufgaben im allgemeinen stellt und ihnen dann in der Ausführung möglichst freie Hand läßt, statt Kommissionen zu bilden und Kon-

kurrenzen auszuschreiben. In der That, so, wie es in diesem Falle der Kaiser gemacht hat, ist es im Altertum und in der Renaissancezeit immer gehalten worden. Julius II. hat Michelangelo, Raffael und Bramante berufen und ihnen die Aufgabe gestellt, sein Grabmal zu schaffen, im Vatikan zu malen, die Peterskirche zu bauen, aber Kommissionen und Preisrichter hat er nicht bemüht, denn aus deren Beschlüssen pflegt gewöhnlich das herauszukommen, was so, wie es dann ausgeführt wird, kein Mensch gewollt hat, natürlich, weil dann immer eine Mittellinie, ein Kompromiß gefunden werden muß. Ein großes Kunstwerk soll aber nicht durch Mehrheitsbeschlüsse zustande kommen, soll kein Kompromiß sein, sondern der Ausdruck einer starken künstlerischen Individualität und eines beherrschenden Gedankens. Jeder Künstler muß also, wenn er ehrlich sein will, sagen: der Kaiser hat damit Recht, und wir können und sollten Gott danken, daß wir endlich in Deutschland wieder einen kunstbegeisterten Monarchen haben, der große Aufgaben zu stellen weiß. Aber von diesem selbstverständlichen Danke haben wir wenigstens in der Presse noch gar nichts bemerkt; wahrscheinlich denken die Künstler, die der Kaiser beschäftigt hat, zu „vornehm,“ ihrem Danke vor aller Welt Ausdruck zu geben, oder fürchten sie etwa den albernen Vorwurf des „Byzantinismus“? Hat es denn König Ludwig I. von Bayern oder sein unglücklicher Enkel nicht geradeso gemacht, wie jetzt der Kaiser? Man mag über Einzelheiten in der Siegeshalle denken, wie man will: als Ganzes, als das steinerne Bilderbuch einer Geschichte ohnegleichen — denn das will sie sein und keine Sammlung von Ruhmesdenkmälern, die allerdings der eine oder der andre dieser alten Markgrafen und Kurfürsten nicht verdienen würde — hat sie nirgends ihresgleichen. Ausstellungen wie die, für unser Klima passe eine solche Reihe weißer Marmorbilder nicht, richten sich selbst, denn dann müßten wir in der kunstfeindlichen rußigen Luft unsrer Großstädte auf alle öffentliche Aufstellung von Bildwerken überhaupt verzichten, womit am wenigsten die Künstler zufrieden sein würden, und wenn die Berliner über ein Kunstwerk nur faule Witze machen, aber sich nicht freuen können, so ist das doch wohl für das übrige Deutschland nicht bestimmend. Zweitens hat der Kaiser „Schönheit und Harmonie“ als das „ewige Gesetz“ der Kunst hingestellt, wie sie das klassische Altertum in „so überwältigender Weise“ zum Ausdruck gebracht habe, er hat der Kunst die Aufgabe zugewiesen, „erzieherisch auf das Volk einzuwirken,“ ihm „die Möglichkeit zu geben, sich nach harter Mühe und Arbeit an den Idealen wieder aufzurichten“; er findet, daß sie sich am Volke „versündigt,“ „wenn sie weiter nichts thut, als das Elend noch scheußlicher hinzustellen, wie es schon ist,“ und „in den Marmorstein niedersteigt.“ Man sollte meinen, die ganze deutsche Künstlerschaft müßte so edeln Worten jubelnd zustimmen. Gott bewahre! Man meint vielmehr, der Kaiser wolle das klassische Altertum, von dem allerdings ein großer Teil unsrer Künstler zum Schaden der Kunst nichts mehr wissen will, als das einzige Vorbild hinstellen, verwerfe die „nationale“ Kunst und also auch die „Moderne.“ Aber hat er denn das gesagt? Er stellt nur das Ziel der antiken Kunst, „Schönheit und Harmonie,“ als Gesetz auch für die Gegenwart auf, durchaus nicht ihre Gegenstände und ihre Art der Ausführung, und damit hat er Recht; er verwirft auch nicht die „Moderne“ als solche, sondern nur ihre Ausartung, die allerdings ihre Gegenstände zuweilen „im Marmorstein“ sucht und den Beschauer nicht über den Schmutz erhebt, sondern in den Schmutz hinabzieht, und damit hat er wieder Recht, tausendmal Recht; denn wenn die Kunst nicht höhere und reinere Empfindungen im Menschen erweckt, wozu sie wahrhaftig keine nackten Götter und Heroen braucht, so verwirft sie das Recht ihres Daseins. Was der Kaiser da gesagt hat, das trifft nur die modernen „Schmutzmalerei“ — so nannte „die göttliche Grobheit der Hellenen“ eine verwandte Richtung des spätern Altertums —, nicht die Woppsweber, nicht Franz Stuck oder Franz Veibl, oder wie diese Münchner sonst heißen, auch nicht Max Klinger und Sascha Schneider, am allerwenigsten Arnold Böcklin. Nur verwahren wir uns dagegen, daß die „national-deutsche“ Kunst mit der „Modernen“ identisch sei. Zur nationalen Kunst gehört

alles, was zur nationalen Bildung gehört, und zu dieser gehört das ganze reiche Erbe auch des klassischen Altertums und der Renaissance. Wir können uns weder in unsre teutonischen Urwälder zurückziehen noch das deutsche Bauernhaus (unser einziges einheimisches Bauprodukt) als ausschließliches Vorbild für unsre Architekten aufstellen noch unser Volk allein auf dem Dorfe, in den Fabriken, auf den Gassen und in den Kneipen unsrer Großstädte suchen. Das wäre ein Rückfall in die Barbarei, nichts weiter.

Wenn nun endlich die Befürchtung ausgesprochen worden ist, die Wucht des kaiserlichen Ansehens werde die freie Entwicklung der deutschen Kunst beeinträchtigen, so können wir diese Sorge nicht teilen. Wir erwarten vielmehr, nach den bisherigen Erfahrungen, daß gerade das Gegenteil eintreten wird, denn bisher hat die Selbstständigkeit des deutschen Charakters auf Anregungen und Urteile des Kaisers gewöhnlich geantwortet: „Nun erst recht nicht.“

Die Sixtinische Kapelle und das Deutsche Reich. Die Verlagsanstalt von Bruckmann in München hat kürzlich mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung die erste Hälfte eines großen Werks über die in den Vatikanischen Palast eingebaute Kapelle des Papstes Sixtus IV., die durch Michelangelos und seiner Vorgänger Fresken so berühmt gewordene Sixtina, herausgegeben: vierunddreißig Tafeln in einer Mappe mit den Architekturaufnahmen, den Bildhauerarbeiten der innern Ausstattung und Lichtdrucken nach den zwölf großen biblischen Fresken der Quattrocentisten Rosselli, Botticelli, Ghirlandajo, Perugino, Pinturicchio, Signorelli usw. an den beiden Langseiten der Kapelle; dazu gehört ein Textband von 710 Seiten mit noch 260 Abbildungen. Die zweite Hälfte soll den Anteil des Cinquecento, Michelangelos Deckenbilder und sein jüngstes Gericht an der Altarwand, bringen, und das Ganze wird alsdann 200 Mark kosten. Das Wertvollste an der vorliegenden ersten Hälfte sind die ungemein interessanten Bilder jener Quattrocentisten, die man freilich schon lange in Photographien, sogar kleinen zu ganz niedrigen Preisen, haben konnte. Weniger wichtig sind die Bildnisse der Päpste, die hier zum erstenmal vollständig vorgeführt werden. Die Kapelle selbst ist als Architekturwerk ganz unbedeutend, und an dekorativer Plastik findet sich in Italien aus der Zeit der Frührenaissance mindestens zehnmal so viel, was eher verdient hätte, so ausführlich publiziert zu werden, als diese öden Werkstattarbeiten an den Schranken und der Sängertribüne, die vielleicht der hundertste Besucher noch nicht einmal angesehen hat. Die photographischen Aufnahmen sind von Anderson in Rom, die Zeichnungen für die Architekturbilder, darunter Rekonstruktionen der Kapelle von innen und außen, von einem italienischen Architekten, ein langweiliges Stück Mosaik und das päpstliche Wappen erscheinen auf ganzen Tafeln in Farbendruck. Der Textband des Herausgebers Dr. Ernst Steinmann enthält zweifellos sehr viel neues und wichtiges, z. B. über die Bau- und Glidarbeiten an dieser päpstlichen Hauskapelle, über die Art, wie in ihr die großen Kirchenfeste begangen wurden, über das Leben des Papstes Sixtus und die Reihe seiner Biographen von Platina bis auf Ludwig Pastor, aber eine Eigenschaft hat er ebenso gewiß nicht: er ist nicht monumental, nicht so abgewogen und knapp wie für ein Werk, das doch auf einige Jahrhunderte ausreichen soll. Er enthält viel Zufälliges und Subjektiv-personliches, zuviel Unsichres in den Bildererklärungen, und unter diesem zu wenig gereinigten Haupttext treten wir noch in ein Fußbad von Anmerkungen mit zahlreichen Überflüssigkeiten. Wir erwähnen davon nur eine Art, weil sie uns gegen den guten Geschmack zu verstoßen scheint, der in einem solchen Muster- und Dauerwerke doch auch einige Rücksicht verlangt. Gelehrte Männer pflegen gewissenhaft zu verzeichnen, was für Schriften sie bei ihren Arbeiten nicht bloß gebraucht, sondern auch nicht gebraucht haben, ein Vergnügen, das auf jeden gedruckten Lappen ausgedehnt, von einem Autor nach Belieben verlängert werden und übrigens nur noch für den Seher, der das alles sehen muß, von Belang sein kann. Daß solche Spielereien nicht in

ein Monumentalwerk gehören, sollte ein einziger Augenblick des Nachdenkens jedem klar machen. Wenn dagegen eine Abhandlung z. B. über den Erzbischof Andreas von Krain von Burckhardt (nicht von „Johannes“, wie er bei Steinmann heißt, sondern von dem weltbekannten Jakob, dessen Name übrigens in Steinmanns langem Litteraturverzeichnis nicht einmal vorkommt) für den Gegenstand Bedeutung hat: so scheint uns in einem vom Staate subventionierten Werke die Erklärung, daß eine schweizerische historische Zeitschrift dem Autor leider nicht zugänglich gewesen sei, geradezu eine Unschicklichkeit zu sein, da schlimmstenfalls dafür das Postporto von Basel bis Rom in Rechnung kommen konnte. Wichtiger als alles das ist aber endlich noch die Frage, ob es denn wirklich für das Deutsche Reich angezeigt war, mit seinen Mitteln, und man spricht von einer recht hohen Summe, ein derartiges Werk zu fördern, das man doch, wenn es nötig war, zunächst der päpstlichen Haushaltung oder wenigstens den Italienern hätte überlassen dürfen. Ohne Engherzigkeit darf man behaupten, daß derlei größere Subventionen in zwei Fällen gerechtfertigt sind: wenn es sich um bedeutende wissenschaftliche Ergebnisse handelt, oder wenn auf diese Weise ein Prachtwerk durch niedrigeren Preis zugänglicher gemacht werden kann. Beides ist hier nicht der Fall; die Hauptsachen sind nicht neu, und die Privatleute, die sich das Werk anschaffen, werden zu zählen sein. In beiden Hinsichten würde ein ganz auf eigne Mittel angewiesener, intelligenter Verlag unter Vermeidung alles überflüssigen Luxus sicherlich etwas praktischeres geschaffen haben. Und was das Deutsche Reich betrifft, so war mit diesem Gelde besseres und wichtigeres zu erreichen. Unsere eignen herrlichen alten Kirchenskulpturen in Raumburg, Bamberg, Meißen usw. warten noch immer auf eine ihrer würdige Publikation, es sind Männer vorhanden, die sich mit ihnen beschäftigen, und die, wenn man ihnen mit viel bescheidenen Summen zu Hilfe käme, unsere Erwartungen nicht täuschen, uns zeigen würden, daß wir in Deutschland eine große alte Kunst haben, von der die meisten noch so gut wie nichts wissen. Sie geht uns doch wirklich näher an als die Sixtinische Kapelle!

Voraussetzungslosigkeit und Vorschlagsrecht der Fakultäten. Der Verfasser des schönen Aufsatzes über „Voraussetzungslos“ in Nr. 50 der Grenzboten hat ohne Zweifel auch einen großen Teil, wir glauben die überwiegende Mehrzahl der Universitätslehrer auf seiner Seite, soweit es sich um die vermeintliche Freiheit der Wissenschaft handelt. Mommsens Paradoxon konnte kaum schlagender zurückgewiesen werden als mit der Anführung von Mommsens eignen Römischer Geschichte. Jedoch liegt die Bedeutung der Zustimmungsadressen nicht in diesem mehr theoretischen Teil, sondern darin, daß sie vor der Nichtbeachtung des Fakultätswillens bei Berufungen warnen wollen. Daß sie hiermit recht thun, wird durch die Ausführungen der Norddeutschen Allgemeinen nicht widerlegt. Mag sein, daß das preußische Ministerium nicht bloß mit Leopold von Ranke und mit Schweninger, sondern auch in allen dazwischenliegenden Fällen, wo es wider die Fakultäten entschied, gute Griffe gethan hat. Es kommen aber nicht bloß die preußischen, sondern auch die Universitäten kleinerer Staaten in Betracht. An ihnen sind höfische Einflüsse nicht immer ausgeschlossen. Wir haben es erlebt, daß in den siebziger Jahren an einer dieser kleinstaatlichen Hochschulen ein von der Universität gewünschter Lehrer von der Residenz aus als „Wagnerianer“ beanstandet wurde; zwanzig Jahre später erhielt dieselbe Universität wider ihren Willen einen Germanisten, den Frau Cosima Wagner in der Residenz empfohlen hatte. Gewiß geht es auch in den Fakultäten menschlich zu, aber gegen derartige Maßstäbe und Wandlungen bieten sie Sicherheit.

Einer, der mit unterschrieben hat

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig